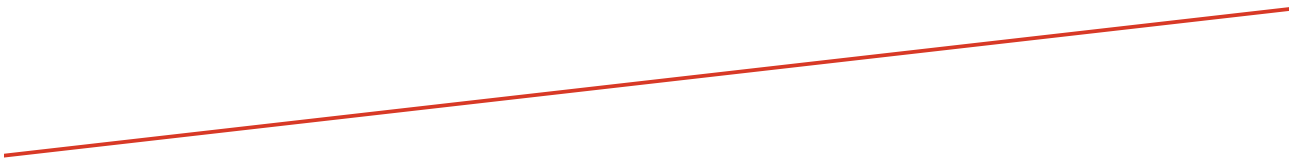


HÄLSE



Der Tag war normal verlaufen.
Ich wachte ohne Wecker auf und griff mein Mobiltelefon auf der Nachttischablage, um nach der Zeit zu sehen, die – ich weiß es nicht mehr genau, aber vermutlich irgendwo zwischen 09:30 und 11:00 Uhr am Vormittag lag. Die schweren Vorhänge waren vollständig zugezogen und der Raum entsprechend verdunkelt. Keine Spur von Licht, keine Idee von der Außenwelt. Das Display des Telefons leuchtete auf wie die gebogene Lampe, das von lumineszierenden Bakterien und Licht absorbierenden Pigmentschichten gefüllte Anlockorgan eines Tiefsee-Anglerfisches. Ein schwacher Schein am Meeresgrund. Nur dass ich keine Beute anlocken wollte, sondern nach der Zeit sehen.

In einem großen Doppelbett aufzuwachen und neben sich eine völlig unberührte, glatt gestrichene und leblose Bettseite vorzufinden, ist ein ernüchternder Start in den Tag. Besser wäre es, eine Person neben sich zu haben. Einen Körper, der Wärme abstrahlt, der sich dreht, die Nacht über das Laken zerwühlt, der schnarcht, der um drei Uhr früh vom Mineralwasser trinkt und eine Stunde später zur Toilette läuft, die Spülung betätigt, Lärm macht; jemanden, der einen aufweckt, aber andererseits hypnotisch und ruhig neben einem atmet, der einem seinen schlechten Atem ins Gesicht haucht, der im Traum zusammenzuckt, wenn er denkt, er fällt; jemanden, der da ist. Doch man wacht auf und sieht im künstlichen Lichtschein des Smartphones: nichts. Und obwohl man es besser weiß, fühlt man sich unweigerlich zurückgelassen. Nicht dass ich mich allein fühlte, aber doch blieb der Eindruck bestehen, die traurige und nutzlose Hälfte eines größeren Ganzen zu sein. Dieser Eindruck hielt sich in etwa bis zum Aufdrehen des Wassers unter der Dusche.

Ich dusche vorwiegend heiß. Früher war das anders. Da habe ich immer kalt geduscht. Oder abwechselnd heiß und kalt. Ich weiß nicht mehr genau, wann ich dazu übergegangen bin, ausschließlich heiß zu duschen. In der Pubertät? Kurz danach? Mitte zwanzig? Ich werde einfach alt, vielleicht ist das die Antwort. Während ich früher auch herb-maskulin parfümierte Duschbäder benutzt habe, Axe und Hugo Boss oder Adidas, diese giftgrünen und korallblauen Sportgelees, die riechen wie ein testosterongeschwängertes Polohemd eines Porschefahrers, greife ich mittlerweile zu zarteren und milchlastigen Sorten: NutriSkin Acaibeere, Kakaobutter-Cocosöl, Granatapfel-Traube, Duschdas Abendsonne oder Nivea Cashmere Moments zum Beispiel. Ich putze mir die Zähne, oben und unten, vorne und hinten, auch die Backenzähne gründlich. Dann ziehe ich ein Freizeit-Shirt über und kurze Hosen an, denn der Juli ist ausnahmsweise mal gut,

was ich besonders dann sehe, wenn ich aus der Küche auf den Teich blicke, auf dem idyllisch im Sonnenlicht die Schwäne schwimmen und Enten schnattern, und anschließend setze ich mich an den PC, um E-Mails zu lesen, die Spiegel-Online-Nachrichten – und ganz nebenbei esse ich ein Brötchen mit Quark.

Das ist es. Das ist mein Tagesablauf. Meine Burgroutine. Das Zimmer immer dunkel, das Wasser immer heiß, das Duschbad immer zart. Nur der Brotaufstrich ändert sich von Quark zu Käse zu Wurst zu Quark von Tag zu Tag.

Wenn ich also in Gang gekommen bin, was meist so ab 12 Uhr geschieht, fahre ich mit der Linie 207 ins Stadtzentrum oder den sinnfrei-gewundenen Weg zurück. Selbst nach einem Monat habe ich den Streckenverlauf nicht vollends verstanden. Es geht – vom ZOB aus gesehen – zunächst sehr lang geradeaus, schon fast bis zur Burg, dann jedoch rechts in einer ausladenden Schleife an einem ausgeschilderten Einkaufszentrum vorbei, welches lediglich aus einem Edeka und einer Apotheke besteht, dann auf die Sandkrugallee – fast könnte ich die Wasserburg sehen –, doch dann wieder die Hauptstraße zurück und rechts durch Reislingen an Wohnhäusern mit schönem Fachwerk vorbei und am Puppentheater, rechts auf die Zollstraße, an der Kreuzung wieder links – ich sehe den Teich und die Burg schon, doch der Bus fährt vorbei, legt an der Station Seerosenstraße eine nervtötende Pause ein, in welcher der Busfahrer minutenlang reglos und wie zum Gedenken aufgebahrt durch die Frontscheibe starrt, bevor er sich samt seinem Bus durchs wohlsituierte Neuhaus schiebt, um dann, nach einer halben Stunde, dort anzuhalten, wo ich aussteigen muss: an der Burg. Auf direktem Weg wären es keine 10 Minuten.

Zwischen meiner Wohnungstür und der Bushaltestelle liegt ein sehr kurzer Kopfsteinpflasterweg. Um den Bus zu erreichen, könnte ich beinahe mit geschlossenen Augen aus der Tür meiner Wohnung direkt auf seine Sitzpolster fallen, aber das tue ich nicht. Ich warte meist bis zum letzten Moment und renne die wenigen Meter, was mir albern vorkommt, denn auf dem Spielplatz des DRK-Burgkindergartens lassen unter strahlend weißblonden Ponys viele kleine Augen in übergroßen Köpfen für einen Moment das Spielzeug Spielzeug sein und verfolgen stattdessen meinen 50-Meter-Lauf zur Bushaltestelle. Verstörte Miniaturgesichter, die – so stelle ich es mir vor – sich im Anschluss zu den Erzieherinnen umdrehen und Dinge sagen wie: „Warum läuft der Mann so schnell?“ Oder: „Wohnt der Mann in der Burg?“ Die Antwort wäre: „Nein, ich wohne nicht in der Burg. Ich wohne auch nicht auf der Burg. Ich wohne an der Burg. In einem Fachwerkhaus.“ Und wenn ich selbst die Antwort geben dürfte, würde ich ergänzen: „Also sei ja vorsichtig, denn ich kann dich sehen, kleiner Mann. Bleib artig! Du siehst mich nicht hinter meinem verspiegelten Fenster, aber ich sehe dich, wenn du schaukelst, wenn du mal wieder Annika aus dem Sandkasten schubst oder deinen Popel an die Jacke schmierst.“ Aber bisher habe ich noch mit keinem Kind gesprochen, vor allem nicht an besagtem Tag, denn es war Sonnabend und es waren überhaupt keine Kinder da. Es war still in Neuhaus. Einzig die Glocken vom Burgfried klingelten im Stundentakt in einer Art Ding-Dong-Tonleiter vom Burgturm herunter, verstummten – und wie schon zuvor wurde es still. Übrig blieb nur das Klicken der Maus und das Brummen meiner Computerfestplatte im renovierten Gemäuer. So verging der Nachmittag.

Über Neuhaus hatte sich von Reislingen her ein grauer Wolkentepich ausgebreitet. Er war zunächst einheitlich stumpf, dann zunehmend fleckig, wie Matsch oder abtauender Februarschnee, und ging

über in ein dunkleres, mächtiges Blau, das die Sonne verdeckte und dadurch auch auf der Erde alle Farbtöne um Nuancen dunkler und matter erscheinen ließ. Die Brauntöne der Burgmauer, das Grün der Baumkronen um den Teich herum und das Gelb der Felder dahinter. In der Wohnung schaltete ich zwei Lampen an und las auf der Couch liegend „Der durstige Krieg“ in Krachts New-Wave-Kompodium.

Ich hatte die Füße hochgelegt und dachte an nichts. Ich verlor mich in der Geschichte, dann in Gedanken, und weil ich weitergelesen, aber nichts davon in mich aufgenommen hatte, blätterte ich eine Seite zurück und las sie erneut. Nach einiger Zeit hatte ich „Der durstige Krieg“ beendet und las auch die folgenden Kurzgeschichten „Der Weg der Absorptionsmaschine“, „Retard“ und „Das ägyptische Furnier“, übersprang einige weitere und stieg bei „Bienen auf dem Kuchen“ wieder ein. Auf Seite 179 angekommen, grummelte es. Nicht etwa in der Lektüre, sondern deutlich näher, deutlich präsenter, deutlich realer. Es grummelte vor meinem Fenster. Es war ein durchdringendes dumpfes Geräusch, so eines, das für gewöhnlich Gewitter ankündigt. Eines, das einem durch den Körper fährt und eine Ahnung von den Naturgewalten heraufbeschwört, die seit den Bildern von Ätna und Eyjafjallajökull stets von einer gewissen Demut begleitet wird. Ich legte das Buch beiseite, stand auf, ging zur Küchenzeile hinüber und blickte hinaus aus dem Fenster, weil ich mit baldigem Regen rechnete. Von Regen war nichts zu sehen. Auch der Himmel sah nicht einmal besonders nach Regen aus. Grau zwar und trüb wie die Stunden zuvor, aber nicht unbedingt nach Gewitter.

Da ich nun einmal in der Küche stand, nahm ich mir eine Flasche Mate aus dem Kühlschrank, schraubte den Deckel ab und trank in langen, ausgiebigen Zügen ein Drittel des Inhalts. Selbst wenn man leise liest, trocknet der Mund aus, stellte ich fest. Ich lehnte rücklings

an der Küchenzeile, die Wanduhr tickte vor sich hin, die Festplatte brummte noch immer im Hintergrund. Ich dachte an Kathmandu, Kalkutta und Zahnschmerzen, von denen die Geschichte handelte, die ich bis eben gelesen hatte, als ich das erste Klacken hörte. Es klackte fein und hoctönig, in schneller und ansteigender Abfolge, jedoch so, als hätte jemand die mittleren Frequenzen herausgefiltert. Dann gewann das Klacken deutlich an Schwere, wurde behäbiger, aber dafür massiver, wurde eher ein Schlagen und Stampfen und als ich mich nach rechts drehte und aus dem Fenster sah, war es beinahe ein Poltern. Ich sah kirschgroße Hagelkörner vom Himmel schießen. Sie fielen, als hätte jemand seinen gigantischen Murmelbeutel über Neuhaus geleert. Viele kleine Geschosse knallten aufs Fensterbrett und verhagelten die Teichoberfläche. Die Enten schwammen brav aufgereiht in Sicherheit unter einen Ufervorsprung oder unter den Steg. Die Seerosen wippten und hüpften auf dem Burgteich umher und dort, wo ich vor wenigen Tagen gestanden und Brotkrumen ins Wasser geworfen und auch die Läufer beobachtet hatte, wie sie scheinbar schwerelos den physikalischen Gesetzen trotzten, da schlug der erste Eisklumpen ein. Ein Klumpen, groß wie eine Billardkugel, wie eine Kinderfaust. Eine Fontäne stieg auf, eine zweite Kugel folgte der ersten und Sekunden später gingen Hunderte dieser kleinen Fäuste auf die Erde nieder. Sie regneten herab wie weiße Meteoriten. Kalt und geradlinig. Die Pflanzen wurden vom Hagel niedergetrampelt. Das Schilf knickte ab. Auf der Wiese blieben die Klumpen liegen, lagen im Gras wie schockgefrostete Champignons oder Boviste. Bedeckten weitflächig den Boden. Mit einem Knall zerschellte einer auf dem Fensterbrett unmittelbar vor mir, ein weiterer blieb liegen. Er glänzte und wies tiefe Furchen auf. Wie Gehirnwindungen im ewigen Eis. Im ganzen Durcheinander des Unwetters, im Trommelfeuer des Himmels, wackelte von rechts nach links, unbeholfen und sichtlich durcheinander, das schwarze

Schwanenpaar. Ihre Hälse zunächst gebogen, dicht aneinander, das Gewicht von dem einen auf den anderen Fuß verlagert. Langsam kamen sie voran. Von oben fiel Hagel auf ihr Gefieder, der aufgrund seiner Größe und der Beständigkeit der Einschläge den Burgteich wie einen kochenden Nudeltopf aussehen ließ. Meterhoch spritzte das Wasser – like a Boiling Bowl. Die Schwäne verharrten auf offener Fläche, kapitulierend hoben sie zunächst ihre Körper und streckten dann die Hälse lang und gerade in den Himmel wie Teleskope auf der Suche nach erdähnlichen Planeten. Zu zweit standen sie und reckten sich. Ihre roten Schnäbel leuchteten, der Hagel regnete unbeirrt auf die Tiere herab. Ich stand weiter am Küchenfenster, nahm einen Schluck von meinem Getränk und dachte an ihre kleinen Gehirne und die vielen Fragen, die darin herumschwirren mussten, nach Antworten suchend, in dem Augenblick, als die Natur sich ihnen gegenüber erbarmungslos zeigte.